

Michael Berger

Begegnungen

Aus einer Vielzahl unterschiedlichster Porträtgedichte - das gegenwärtige Spektrum reicht von Spartakus über Müntzer, Marx, Liebknecht, Luxemburg und Lenin bis Ho Chi Minh und Che Guevara - wurden zwei Texte ausgewählt, die sich auf eine 'Problemfigur' der bürgerlichen deutschen Literatur beziehen. Friedrich Hölderlin war für viele Schriftsteller der DDR in den vergangenen Jahren Gegenstand der Aneignung und Auseinandersetzung, so auch jetzt. Die Tatsache, daß Literatur sich immer mit vorgefundenen literarischen Modellen, Gegenständen und eben auch Schriftstellerpersönlichkeiten auseinandersetzt und auf dem Wege solcher Auseinandersetzung eigene Positionsbestimmungen vornimmt, legitimiert eine solche Eingrenzung. Sie ermöglicht einen partiellen Einblick in den gegenwärtigen 'Prozeß des Erbens' einer neuen Schriftstellergeneration, die in den siebziger Jahren ihren Platz im Ensemble der DDR-Literatur zu finden suchte.

Die aneignende Verarbeitung materieller und geistiger Werte der Vergangenheit ist eine Grundbedingung lebendiger Kunst. Es gibt keine traditionslose Kunst, stets wird auf Zurückliegendem aufgebaut, von Vorhandenem sich abgestoßen. Erprobte Strukturen (Formen, Sujets, Motive usf.) werden verworfen oder variiert, nicht-erprobte neu aufgenommen. Dieser Vorgang des 'Erbens', der kritischen Auswahl, des Übernehmens und Ausscheidens, basiert auf sowohl individuellen als auch gesellschaftlichen Bedingungen und bezieht immer Klasseninteressen ein.

Vergangenes Dichtertum wird herangeholt, um eine persönliche und gesellschaftliche Positionsbestimmung und Bestandsaufnahme vornehmen zu können, um sich des Erreichten zu vergewissern, aber auch um noch anstehende Frage- und Problemstellungen genauer formulieren zu können.

Das vorgefundene Erbe ist ein Teil der Wirklichkeit, der Gegenwartsbezug vermittelt sich jeweils individuell. Bewußte Traditionswahl kann der Ausdruck persönlicher und gesellschaftlicher Reife sein und den erreichten Stand des Geschichtsbewußtseins in subjektiver Brechung widerspiegeln.

Bernd Wagner

DIE GEDICHTE DES WAHNSINNIGEN

Die Gedichte des Wahnsinnigen sind kalt.
Die Gedichte des Wahnsinnigen sind schön.
Die Gedichte des Wahnsinnigen sind klar.

Die Gedichte des Wahnsinnigen sind gereimt.
Die Gedichte des Wahnsinnigen sind vollendet.
Die Gedichte des Wahnsinnigen sind sinnlos.

Die Gedichte des Wahnsinnigen sind servil:
Mit Untertänigkeit Scardanelli.

Eine Titelzeile, acht Verszeilen, 49 Wörter (eigentlich ja nur 15, denn die übrigen 34 Wörter sind Wiederholungen) - ein Gedicht. Siebenfache Wiederaufnahme, Monotonie - ein Singsang, der jeweils nur durch das Adjektiv am Ende der Verszeile verändert, variiert wird und durch die Abschlußzeile eine gewisse Auflösung erfährt. Bernd Wagner verzichtet auf Beschreibungen und Daten und macht nur durch ein Zitat kenntlich, von wem da die Rede ist. Der Wahnsinnige, dessen Gedichte mittels der sieben Adjektive in ihrer Widersprüchlichkeit charakterisiert werden sollen, das ist Hölderlin. Denn Scardanelli war eine häufig gebrauchte Unterschrift des kranken Friedrich Hölderlin. Das muß der Leser freilich parat haben, damit sich der Text erschließt. Wagner setzt diese Kenntnis beim Publikum voraus, kann er doch an eine jahrelange Hölderlin-Rezeption in der Literatur der DDR anknüpfen.

Die Form der stereotypen Wiederholung verleiht dem Gedicht eine gewisse Dringlichkeit, scheint auf eine Faszination, auf stete Beschäftigung mit den Texten des wahnsinnigen Dichters zu verweisen. Solche Beschäftigung führt zu immer neuen Beschreibungen und zu Erkenntnissen, die in sich widersprüchlich sind (kalt und schön, vollendet und sinnlos). Der Faszination (schön und vollendet) gibt sich Wagner nicht hin, fügt ihr vielmehr gleichsam zum Abschluß die Feststellung der Sinnlosigkeit hinzu. Die abgesetzten zwei Schlußzeilen haben auch eine andere syntaktische Figur: auf die konstatierende Feststellung der Servilität folgt das Hölderlin-Zitat in der Art eines Beleges oder Beweises, ohne doch wohl seiner Sache ganz sicher zu sein. Diese abschließenden Zeilen sind nicht der Versuch einer Wertung Hölderlins, denn es wird nur von den Gedichten des wahnsinnigen Dichters gesprochen; das Gedicht verweist vielmehr ebenso unausgesprochen wie inständig auf das frühere Schaffen zurück. Die Dringlichkeit in Wagners Text hat demnach noch einen anderen Aspekt. Sie erwächst aus dem Wissen, daß gerade diese späten Werke Hölderlins Anlaß verschiedenster Interpretationen waren, daß ihre Wirkung noch heute andauert. Und Wagner geht daran nicht achtlos vorbei, gesteht Bewunderung für die formale Schönheit ein, lehnt zugleich aber ein sentimentales Hineintauchen in den Text und die Identifizierung mit dem späten Schicksal des Dichters ab. Denn Hölderlin war mehr als ein empfindsamer Dichter, der an den unentwickelten Zuständen in Deutschland, an der Borniertheit seiner Zeitgenossen zerbrach. So wird sein Schicksal nicht bloßes Moment der Identifikation, sondern Anlaß, den möglichen und nötigen Anspruch an Dichtung zu formulieren - zumindest untertänig darf sie nicht sein.

Seinen Anspruch auf Produktivität auch in schwierigen Situationen formuliert Wagner in einem anderen Porträtgedicht explizit:

BÜCHNER

Geht durchs Gebirg.
Der Kopf streift den Himmel.
Und die Notwendigkeit etwas zu tun.
Und die Unmöglichkeit etwas zu tun.
Und die Unmöglichkeit nichts zu tun.

Beide Gedichte sind miteinander verwandt, arbeiten mit dem Mittel der Wiederholung und Verstärkung, sparen Beschreibungen und Daten aus, benutzen das vermittelte Zitat, zielen auf sparsame Wertung und die Ausstellung eigener Haltung.

Im Falle des letzten Gedichts liegt sogar eine zusätzliche Reflexionsebene vor; denn im entlehnten Zitat erscheint der Anfang jener außerordentlichen Prosa, die Büchner seinem Vorläufer J.M.R. Lenz widmete, und der berühmte Satz "... nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehn konnte", erfährt hier, bezogen auf Büchner, eine bewußte Umkehrung: Lenz und Hölderlin, nicht anders auch Büchner, rieben sich wund an den Umständen ihrer Zeit, alle formulierten dennoch den Anspruch auf Emanzipation. Als Dichter 'streiften ihre Köpfe den Himmel' der Erkenntnis, und eingedenk aller Widrigkeiten artikulierten ihr Schaffen und Werk ein 'TROTZDEM', dem sich auch heutiges Schaffen verpflichtet zeigen muß. Reibung anstelle von Identifikation mit Dichterschicksalen der Vergangenheit, das macht Bernd Wagners Gedichte signifikant. Reibung führt zur Auseinandersetzung, und das nimmt Wagner für die von ihm vorgefundenen Umstände in Literatur und Gesellschaft in Anspruch, wie er 1981 in einem Interview formulierte: "Für mich habe ich schon das Gefühl, daß es ganz wichtig ist, was man denkt und was man sagt ... Die Identität mit dem ablaufenden gesellschaftlichen Prozeß ist eigentlich während der sechziger Jahre Grundgefühl für den Schreibenden gewesen. Während man jetzt versucht, die Identität in engeren Bereichen zu binden ... sich nicht an eine abstrakte Gesellschaft oder einen abstrakten Sozialismus wendet."

Der eindringlichen Nüchternheit und wertenden Rückschau in Bernd Wagners Gedicht sei ein anderes Beispiel des Umgangs mit dem 'Erbe Hölderlins' an die Seite gestellt.

Norbert Eisold

Und verstehe
die Freiheit,
Aufzubrechen
wohin er will (Hölderlin)

Öffne die Augen. Blicke
Gehn gehn. Der vorbeigeht
Fragt wohin.

Laub und Wasser:

Der herbstliche Neckar
Fließt fließt. Den du erkennst
Du wirst ihn nicht mehr rufen.

Die Tonfolge auf dem Klavier:
Mensch sein Baum sein Welt sein
Baum sein Mensch sein Welt sein
Baum Welt Mensch
Sein gehen fließen.

Wer ihn sieht
Fragt wohin

Vergessen hab ich
Ich bin vergessen hab ich
Ich geh vergessen hab ich
Ich fließe.

Bleib stehn geh fort
Ich ich.

Kein Titel, doch die vier ersten Zeilen, es sind die letzten Verse des Gedichts "LEBENS LAUF", verweisen explizit auf Hölderlin. Was Eisold eingangs von Hölderlin zitiert, ist ein Aufruf, ist der Anspruch auf Selbstbestimmung des Menschen. Gleichsam leitmotivisch stellt Eisold dieses Vermächtnis des großen Dichters seinen Zeilen voran, um folgend dann ein Bild des Gehens, Fließens, Umherirrens zu entwerfen, dessen Subjekt unbestimmt bleibt. Zielloses Aussenden von Blicken, unaufhaltsames Fließen in der Natur, eine verklingende Tonfolge auf dem Klavier gerinnen zu fast zusammenhanglosen Wort- und Bildfolgen - so scheint sich ein Bild des kranken Dichters formen zu wollen. Demgegenüber gewinnt das aufdringlich beschworene zeitgenössische ICH (mit seiner Frage nach

dem Wohin) weder Standort noch Kontur. Was ist von dem vorangestellten Anspruch Hölderlins geblieben? Eisold vermittelt eigentlich nur einen Nachvollzug des stammelnden Geisteskranken. Dessen Maß menschlichen Unglücks, dichterischen und weltanschaulichen Suchens oder vielmehr Irrens, das bedauernswerte Ende im Wahnsinn, werden ausgestellt und einführend nachempfunden. Was am Ende bleibt, ist das auf sich zurückgeworfene Dichter-Dasein - eines Hölderlin und des sich zu ihm allzu reibungs- und widerstandslos verhaltenden lyrischen Sprechers.

Die totale Einfühlung in den kranken Hölderlin verdrängt schließlich den Dichter. Welt- und Sprachverlust werden auch die Dominanten des gegenwärtigen Gedichtes. Der Verzicht auf die mögliche Auseinandersetzung mit dem poetisch-weltanschaulichen Anspruch Hölderlins führt Eisold zu einem platten und einseitigen Hölderlin-Bild, gerät fast zum Klischee. Die vielleicht erhoffte und angangene wechselseitige Profilierung bleibt aus.